

In meinen Nüstern, so habe ich zum erstenmal Robert Louis Stevensons Vailima-Briefe gelesen.

Ich las sie zum zweitenmal im Schatten des großen Mangobaumes, der im Park von Vailima steht. Ich denke, Stevenson wird diesen Mangobaum selbst gepflanzt haben; an die meisten, wenn nicht an alle Bäume dieses wunderbaren tropischen Gartens hat er seine schmale und durchsichtige Hand gelegt. Selbst Goethes Weimarer Garten ist nicht so sehr des Dichters persönliches Werk wie der Garten von Vailima ein Werk Stevensons ist. Er hat, der seine Bücher pflanzte, wachsen, blühen und Frucht tragen ließ, diesen Garten, dieses Haus erzählt, mit dem ganzen tropischen reichen Gerank Stevensonschen Details; daß dieser Poet ein Gärtner war, wird einem hier sofort klar — —.

Vailima bedeutet: fünf Bäche. Die Pflanzung und das Haus, die so heißen, nach kühlen, singenden Bergbächen so heißen, liegen fünf Kilometer von der Stadt Apia entfernt auf der samoanischen Insel Upolu. Hier, schon hoch über seiner geliebten Südsee, im Schatten des grünen Berges Vaea, hat Robert Louis Stevenson sich sein luftiges, winddurchwehtes Haus gebaut, das Haus der kühlen Veranden.

Auf dem Gipfel des Berges Vaea hat man Stevenson später begraben, in einem schönen, steinernen Grab unter grellrot blühenden Hibiskussträuchern, es ist das Grab, auf dem die unsäglichen Verse stehen: „Under the wide and starry sky — —“

ÖDÖN VON HORVATH

In Fiume geboren, schrieb vor 1933 die Volksstücke „Geschichten aus dem Wiener Wald“, „Die Bergbahn“ und „Italienische Nacht“ sowie einen satirischen Roman „Der ewige Spieß“. Horvath wurde mit dem Kleistpreis ausgezeichnet. Er floh zweimal vor den Nazis, zuletzt nach Pa-

ris, wo er am Tage seiner Ankunft auf tragische Weise ums Leben gekommen ist: er wurde von einem stürzenden Baum auf den Champs Elysées erschlagen. — Eine Szene aus seinem Roman „DER EWIGE SPIESSER“ lassen wir hier folgen, um die Art seiner Satire zu zeigen:

„Ich fahr' nach Barcelona“, erwiderte Kolber lakonisch und wartete gespannt auf den Erfolg dieser Worte.

„Aldann fahrens nach Italien“, konstatierte der Herr Bschorr phlegmatisch.

„Barcelona liegt bekanntlich in Spanien“, meinte Kolber überlegen.

„Des ist gar net so bekanntlich!“ ereiferte sich der Bschorr. „Bekanntlich hätt' i gschworn, daß des Barcelona bekanntlich in Italien liegt!“

„Ich fahr' durch Italien nur lediglich durch“, sagte Kolber, und strengte sich an, genau nach der Schrift zu sprechen, um den Thimoteus Bschorr zu reizen. Aber der ließ sich nicht.

„Da werdens lang brauchen nach Barcelona hinter“, meinte er stumpf. „Sehr lang. Da beneid' ich Sie scho gar net. Überhaupts muß Spanien recht dreckt sein. Und eine heiße Zone. Was machen's denn in Madrid?“

„Madrid werde ich links liegen lassen“, erklärte Kolber. „Ich möchte nur mal lediglich das Ausland sehen.“

Bei diesen Worten zuckte sein Gegenüber wieder furchtbar zusammen und mischte sich ins Gespräch, klar, kurz und bündig: „Ein Deutscher sollte sein ehrlich erworbenes Geld in diesen wirtschaftlich depressiven Zeiten unter keinen Umständen ins Ausland tragen!“ Dabei fixierte er Kolber strafend, denn er hatte ein Hotel in Partenkirchen, das immer leer stand, weil es wegen seiner verrückt hohen Preise allgemein gemieden wurde.

„Aber Spanien war ja im Krieg neutral“, kam der dritte Herr in der Ecke Kolber zu Hilfe.

„Egal!“ schnarrte der Hotelier.

„Spanien ist uns sogar sehr freundlich gesinnt“, ließ der in der Ecke nicht locker.

„Uns is überhaupt niemand freundlich gesinnt!“ entgegnete ihm erregt der Thimoteus. „Es wär' ja ein Wunder, wenn uns jemand freundlich gesinnt wäre!! Oder wär's ka Wunder, Leutl?!“

RICHARD HUELSENBECK

Schrieb vor 1933 Novellen und Romane („Der Traum vom großen Glück“) sowie außerordentliche Reisebücher (u. a. „Der Sprung nach dem Osten“, „Afrika in Sicht“), die aus Eindrücken während seiner Fahrten als Schiffsarzt entstanden.

Außerdem schrieb er das Buch „En avant dada“, das ihm zu internationalem Ansehen verhalf. Er lebt jetzt als Arzt in Amerika. Die folgenden Abschnitte entstammen zwei REISESCHILDERUNGEN, die seine Darstellungsgabe zeigen:

Das Massiv des Tafelberges steht leuchtend über der Stadt, der riesige Getreidesilo am Hafeneingang erinnert an einen mittelalterlichen Burgturm; auf der Pier, die weit ins Meer hinausgebaut ist, promeniert eine elegante Menge, während die Musik spielt. Die Musik sitzt in einem chinesischen Tempelchen, und die Tonwellen kommen bis zu den Wellblechschuppen, wo die Kulis harte Säcke schleppen. Hin und wieder bleibt einer stehen und legt die Hand an die Ohrmuschel. Nach einer Weile grinst er über das ganze Gesicht. Diese Stadt ist schön, das ist die erste Feststellung, die man macht. Es ist eine zivilisierte Schönheit, keine wilde, afrikanische, wie man es sich als Knabe vorgestellt hat. Ich sehe vom Schiff aus die Straßenbahnen wie kleine braune Käfer weit den Tafelberg und den Lion Hat hinaufklettern.

Kapstadt hat etwas von St. Franzisko, es wird in absehbarer Zeit ein afrikanisches St. Franzisko sein. Und hier gab es vor fünfzig Jahren noch Wildesel; Herden von Quaggas trieben sich herum, wo heute die Luxuslimousine über den Asphalt streicht, und in den Bergen, wo heute auf gepflegten Bänken die Kindergärtnerinnen sich räkeln, schrien die Paviane.

Aus den Hauptstraßen steigt der Lärm der Verkehrsbrandung, es ist fast wie in New York, an der zweiundvierzigsten Straße. Es ist die Zeit des Rush, die Stenotypistinnen quellen aus den Bureaus, sie hängen an den Straßenbahnen wie Girlanden.

Ich entsinne mich einer Situation in Europa, ich las in einer Zeitung, daß eine südafrikanische Tennismannschaft nach London gekommen sei. Tennismannschaft aus Südafrika? Wer kann das Bild der Abenteuerbücher ganz aus dem Kopf radieren? Irgendwo denkt man sie sich mit Wasserstiefeln, die Büchse auf dem Rücken.

*